MONICA McINERNEY

Das Haus am Hyde Park

Weltbild

Ella hat verloren, was sie am meisten liebt. Doch ihre bezaubernd verrückte Familie setzt alles daran, Ella das große Glück zurückzugeben.

Ein schrecklicher Unfall zerstört das Leben der jungen Australierin Ella O'Hanlon. Bei Nacht und Nebel verlässt sie daraufhin ihre große Liebe Aidan, den sie für die Tragödie verantwortlich macht. Ihr liebenswerter, weiser Onkel Lucas Fox überredet sie schließlich, zu ihm nach London zu kommen. Der Professor lebt in einer alten Villa am Hyde Park, die voller Bücher und wundervoller Erinnerungen steckt. Was Ella nicht weiß, gemeinsam mit dem Rest der kunterbunten Fox-Familie schmiedet Lucas einen Plan, um seiner Nichte die Freude am Leben zurück- und sie wieder mit der Liebe ihres Lebens zusammenzubringen.

Monica McInerney

Das Haus am Hyde Park

Roman

Aus dem Englischen von Astrid Mania

Weltbild

Monica McInerney wuchs zusammen mit sechs Geschwistern in Clare Valley, Südaustralien auf. Einige Jahre verbrachte McInerney damit im Marketing für die Musikindustrie, mit Öffentlichkeitsarbeit und im Verlagswesen ihr Geld zu verdienen, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. In Irland und Australien schafften ihre Romane es sogar auf die Bestsellerlisten und sie gewann für ihren Roman »Die Schwestern der Familie Faraday« den General Fiction Book of the Year Preis. Zusammen mit ihrem Mann lebt Monica McInerney in Dublin.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The House of Memories.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2012 by Monica McInerney
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Astrid Mania liegen beim Wilhelm Goldmann Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH
Übersetzung: Astrid Mania
Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: iStockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara
ISBN 978-3-98507-414-3

Für meine Nichten und Neffen, in Liebe und Verbundenheit

Kapitel 1

Bei meiner ersten Begegnung mit Onkel Lucas hatte ich versucht, ihn zu bestehlen. Das hat schon Ironie, wenn man bedenkt, was er siebenundzwanzig Jahre später von mir wollte!

Ich war als Siebenjährige mit meinen Eltern in London, in der Heimat meines Vaters. Ich war damals noch zu jung, ich konnte nicht begreifen, dass meine Eltern mit dieser Reise einen letzten verzweifelten Versuch unternahmen, ihre Ehe zu retten. Ich hätte es mir denken können. Seit wir, vierzehn Tage zuvor, in Melbourne losgeflogen waren, hatten sie unentwegt gestritten.

Lucas, der ältere Bruder meines Vaters, lebte in einem dreigeschossigen Reihenhaus im Westen Londons, nahe Paddington Station, Bayswater Road und Hyde Park. Damals hatte mir das nichts gesagt. Doch ich hatte mich gefragt, wer all das Gras mähte, das hinter den Toren grün leuchtete, und die Häuser hatten mich an Hochzeitstorten erinnert. Ich weiß auch noch, dass ich beim Warten auf Lucas die Treppe vor seinem Haus auf und ab gelaufen war.

Damals war ich noch Einzelkind und daran gewöhnt, dass sich die Aufmerksamkeit beider Elternteile auf mich richtete, auch wenn ich im Schatten ihrer Streitigkeiten leben musste. Ich glaube, sie waren auch in dem Moment in eine Auseinandersetzung verstrickt. Es wurde nie handgreiflich, sie warfen sich nur ständig treffende und treffend formulierte Beleidigungen an den Kopf. Ich weiß noch, dass sich Lucas durch seine braunen Locken gefahren war und mit seiner schönen, tiefen Stimme gesagt hatte: »Na, streitet ihr immer noch?« Dann war er in die Hocke gegangen, hatte mir direkt in die Augen geblickt und mit einem breiten Lächeln gesagt: »Hallo, du bist sicher Arabella.«

»Ella«, sagte ich entschieden. Schon damals hatte ich meinen richtigen Namen gehasst.

»Ella«, wiederholte er. »Viel schöner. Kannst du das auch rückwärts sagen?«

Ich nickte. »Alle.«

Er streckte mir die Hand entgegen. »Hallo, Alle. Ich bin Sacul.«

Wir folgten ihm ins Haus, Dad und Lucas bereits in ein Gespräch

vertieft, meine Mutter hintendrein. Sie jammerte, weil ihr die Füße wehtaten, was nur an den hohen Absätzen lag, die sie ausgerechnet an dem Tag angezogen hatte, an dem wir London zu Fuß erkunden wollten. Wahrscheinlich hatten meine Eltern deswegen gestritten. Oder wegen etwas anderem. Themen hatten sie genug. Aber das war in dem Moment auch nicht mehr wichtig. Ich hatte nur noch Augen für das Haus.

Meine Eltern hatten Lucas schon im Jahr davor besucht, bei einer der vielen Dienstreisen meines Vaters. Ich war in Australien geblieben, bei Freunden meiner Eltern. Mein Vater arbeitete in der Bergbauindustrie – nicht in der Mine, sondern im Büro, in der Bilanzbuchhaltung – und fuhr oft ins Ausland, im Auftrag seines multinationalen Arbeitgebers. Während der Schulferien begleiteten Mum und ich ihn manchmal. Von daher war ich große Hotels und luxuriöse Apartments gewöhnt. Aber so etwas wie dieses Haus hatte ich noch nie gesehen.

Es waren nicht die hohen Decken, die lange Eingangshalle, das Treppenhaus, die vielen Türen, die Stofftapete oder die unzähligen Bücher, die mich so fesselten. Es war das Durcheinander. In diesem Haus herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Nirgendwo war Platz. Die Eingangshalle war das reinste Labyrinth, überall standen Kisten herum, aus denen Papiere quollen. Eine Wand war vollständig mit Bücherregalen verstellt, die vom Boden bis zur Decke reichten. Die Borde waren derart überfüllt, man hätte nicht einmal eine Broschüre hineinzwängen können, geschweige denn ein Buch. Und vermutlich hatte es in Wirklichkeit muffig und stickig gerochen, doch in meiner Erinnerung roch es nach Papier und alten Büchern und verbranntem Holz. Ein Barbecue? Nein. In einem Zimmer brannte der Kamin. Mitten im Sommer!

Bevor Onkel Lucas mit meinen Eltern in einem Raum verschwunden war, den er scherzhaft den Gegensalon nannte, hatte er mir sinnbildlich den Generalschlüssel überreicht.

»Geh überallhin, Ella. Fass alles an. Aber versuch bitte, nichts kaputt zu machen.«

Ich lief los. Und war sofort wieder da. Lucas hatte meinen Eltern noch nicht einmal Tee eingeschenkt.

»Da ist jemand in dem Zimmer da«, sagte ich und wies durch die Eingangshalle.

»Männlich? Rotes Haar? Brille?«

Ich nickte.

»Das ist Bill. Einer meiner Studenten.«

»Ist das hier eine Schule?«, fragte ich. »Bist du Lehrer?«

»Zwei ausgezeichnete Fragen, Ella. Nein, nicht wirklich. Und, nein, nicht wirklich.«

Mein Vater erklärte es mir später, auf dem Rückweg zum Hotel, im Taxi – wegen der geplagten Füße meiner Mutter. Lucas, so mein Vater, war der Intellektuelle der Familie. Geschichtsstudium in Cambridge, mit Auszeichnung. Wegweisende Forschungen. Aktuell verfolgte er einen ganz neuen wissenschaftlichen Ansatz. Zudem hatte er sein Haus für hochbegabte, jedoch weniger begüterte Studenten geöffnet.

»Sein Haus?«, schnaubte meine Mutter. »Das müsste genauso gut dein Haus sein.«

»Sein Patenonkel hat es aber, wie schon tausendfach erwähnt, ihm hinterlassen, Meredith, nicht mir. Und, wie auch schon tausendfach erwähnt, habe ich es weder gewollt noch gebraucht.«

»Es geht auch nicht ums Brauchen. Sondern ums Prinzip. Es hätte zu gleichen Teilen an euch beide gehen müssen. Aber nein, du überlässt es ihm, einfach so. Dein Problem ist, dass du alles tust, um einer Konfrontation aus dem Weg zu gehen.«

Mein Vater beachtete sie nicht, sondern starrte aus dem Fenster.

»Was mich so aufregt, ist diese unglaubliche Vergeudung«, setzte meine Mutter nach. »Er sitzt auf einer Immobilie, die ein Vermögen wert ist, und was macht er daraus? Eine Kommune, noch dazu eine Kommune für Eierköpfe.«

All das war mir unbekannt, als ich an jenem Morgen durch das Haus gewandert war. Ich fand es nur jedes Mal von Neuem aufregend, wenn ich eine Tür öffnete und sich dahinter ein Student verbarg: einer in der Küche, einer im vorderen Zimmer, zwei oben und einer auf einer Art Balkon, an der Rückseite des Hauses, mit Blick auf einen verwilderten Garten. Ich zählte fünf Studenten und Studentinnen, alle lasen oder schrieben etwas, nur im Badezimmer war eine Studentin damit

beschäftigt, eine Flüssigkeit von einem Glasbehälter in einen anderen zu füllen. Wenn ich mich recht erinnere, ging sie später zur NASA. Sie ignorierten mich fast alle.

»Ich bin Lucas' Nichte«, sagte ich jedes Mal.

»Hallo, Nichte«, war noch die stärkste Reaktion.

Ich tat, wie mir geheißen. Ich schaute mich überall um, auf allen drei Etagen. Ganz oben entdeckte ich das tollste Zimmer. Es war ein umgebauter Dachboden mit einer Dachschräge. Auch hier standen überall Bücherregale, in einer Ecke war eine Art Alkoven mit einem ungemachten Bett, einer Lampe und natürlich Büchern. Auf dem Boden lag ein Stapel Notizhefte, auf deren Einband Lucas' Name stand. Also war dieser Teil des Hauses seiner. Mitten im Zimmer, und nicht an der Wand, wie bei uns zu Hause, wie bei meinem Vater, befand sich der Schreibtisch, so groß wie ein Esstisch. Auch er war – wie jedes Möbelstück in diesem Haus – beladen mit Papieren, Aktenordnern, Schachteln, Büchern. In jedem Winkel dieses Zimmers gab es Bücher. Und wo keine waren, waren Füchse. Dutzende Füchse.

Damals lautete mein voller Name noch Arabella Louisa Fox, Mum und Dad waren Meredith und Richard Fox. Daher hieß mein Onkel selbstverständlich auch Fox, Lucas Fox. Und offensichtlich fand er seinen Nachnamen genauso wunderbar wie ich. Ich kehrte den Büchern den Rücken zu. Lieber zählte ich die Füchse. Allein an den schrägen Wänden befanden sich sieben gerahmte Gemälde mit Füchsen darauf. Auf den Schränken und den vollen Regalen drängten sich fünf kleine Fuchs-Statuen. Der Lampenschirm hatte ein Fuchsmotiv. Etwas, das wie ein Kerzenständer aussah, hatte einen Messingfuß in Gestalt eines Fuchses. Und auf dem Schreibtisch, genau auf Augenhöhe, saß ein echter Fuchs. Ein echter Babyfuchs.

In der Dachkammer war es dämmrig. Die Lampen, das Deckenlicht waren ausgeschaltet. Nur durch das Dachfenster fiel ein wenig Licht herein, direkt auf das goldbraune Fell des Tiers. Der Fuchsschwanz leuchtete in fantastischen Rottönen, das kleine Gesicht trat markant hervor, die winzigen, klugen Augen schimmerten. Sie sahen mich an.

»Alles ist gut«, sagte ich, das weiß ich noch genau, und ging langsam auf den Fuchs zu. »Ich tu dir nichts.«

Ich streichelte ihn vorsichtig, weil ich damit rechnete, dass er nach mir schnappte, und gleichzeitig hoffte, dass er schnurrte. Schnurrten Füchse überhaupt? Doch als ich ihn berührte, wusste ich sofort, er war nicht echt. Ich meine, er war echt gewesen, er hatte gelebt. Jetzt aber war sein Kopf kalt und reglos. Der Rücken kühl und hart. Ich fuhr mit den Fingern über das Fell. Einige Haare lösten sich. Ich sah ihm in die Augen. Ich weiß nicht mehr, ob ich einfach müde war oder mir der Streit zwischen Mum und Dad – wie immer – in den Knochen saß. Doch beim Anblick dieses toten Fuchses überfiel mich eine Traurigkeit, wie ich es noch nie erlebt hatte.

»Du armer Kleiner«, flüsterte ich ihm zu. »Das ist hier nichts für dich.«

Ich wickelte den Babyfuchs in eine Stoffbahn, die auf dem Boden lag, ein Vorhang oder ein altes Tuch, und klemmte mir das Bündel unter den Arm. Ich kann nicht mehr sagen, was ich damit vorhatte, oder wie ich damit unbemerkt aus dem Haus schlüpfen wollte. Es war Sommer, ich hatte lediglich ein dünnes Kleidchen an und keinen Mantel, unter dem sich etwas verbergen ließ. Aber ich weiß noch, in mir hatte sich der Beschützerinstinkt geregt, gepaart mit einer großen Traurigkeit. Ich hatte eine Mission. Ich war Ella Fox, ich musste den Fuchs retten.

Als ich die Treppe hinunterkam, hörte ich laute Stimmen, zuerst meine Mutter, dann meinen Vater, der sagte, sie möge sich bitte um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Dann erwiderte Lucas etwas, was ich nicht verstand, dann sprach meine Mutter wieder. Ich hatte gedacht, das wäre ein Freundschaftsbesuch. Vielleicht hatte er ja freundschaftlich begonnen. Trotzdem blieb ich nicht, wie sonst zu Hause, stehen, um zu lauschen. Ich schlüpfte durch die Haustür. Ich hatte bestimmt nicht vorgehabt wegzulaufen. Das wohl nicht. Ich wollte nur, dass der Fuchs ein wenig frische Luft, ein wenig Freiheit schnuppern konnte.

Doch das ahnte Onkel Lucas nicht, als er aus dem Fenster sah. Er sah nur, dass seine siebenjährige Nichte mit einem Stoffbündel, aus dem ein Fuchsschwanz hervorschaute, die Außentreppe hinunterging.

Hinterher, sagte Mum, hätten sie darüber sehr gelacht. »Du hast eindeutig die Stimmung aufgelockert, Ella.«

Ich hatte schon die unterste Stufe erreicht, da erschien Lucas an der

Haustür. »Ella?« Beim Klang seiner tiefen, ruhigen Stimme blieb ich stehen. »Stiehlst du etwa meinen Fuchs?«

»Nein, nicht wirklich«, wiederholte ich unbewusst seine Worte.

»Nicht? Was denn wirklich?«

»Er war da oben so einsam. Ich wollte nur mit ihm spazieren gehen.«

Dann erschien mein Vater. »Er ist tot, Ella. Das ist ein ausgestopfter, toter Fuchs.«

»Aber er war so einsam«, wiederholte ich.

»Rein, Ella. Sofort«, sagte meine Mutter, die an Lucas' anderer Seite erschien. »Und gib Lucas seinen Fuchs zurück.«

Das war alles. Niemand schimpfte. Aus heutiger Sicht vermute ich, dass es sie zurück zu ihrem Streit zog. Ich brachte den Fuchs wieder an seinen Platz und streichelte ihn zum Abschied. Ich wollte gerade seine kleine Schnauze küssen, da blitzten die winzigen, scharfen Zähne auf. Der kleine Fuchs tat mir zwar noch immer leid, aber nun wurde er mir auch ein wenig unheimlich.

Bald darauf verabschiedeten wir uns von Onkel Lucas.

»Na, das war reine Zeitverschwendung«, stellte meine Mutter fest, als das Taxi losfuhr.

»Was war reine Zeitverschwendung?«, fragte ich.

»Nichts«, erwiderten meine Eltern einhellig.

Ich verstand nicht, wieso der Besuch bei Lucas Zeitverschwendung war. »Ich mag ihn«, protestierte ich und drehte mich zum Fenster, zu den Torten-Häusern auf der einen und dem großen Park auf der anderen Seite. »Ihn und seine Füchse.«

Einen Monat später, wieder in Australien, erhielt ich ein Päckchen, mit Poststempel Paddington, London. Im Innern lag ein Brief, der sogar eine Fußnote hatte.

Meine liebe KFR*,

es tut mir wirklich leid, dass ich Dir meinen Fuchs nicht geben konnte. Er ist mir sehr teuer. Ich hoffe jedoch, dass Du auch an diesem kleinen Freund Vergnügen findest. Außerdem lässt er sich leichter aus Häusern schmuggeln.

Alles Liebe von Deinem Londoner Onkel Lucas

*kleine Fuchs-Retterin

In dem Umschlag lag ein winziger goldener Fuchs an einem Schlüsselring, nur wenige Zentimeter lang, aber wunderschön, bis ins Fell, bis in alle Einzelheiten ausgearbeitet. Ich nannte ihn Foxy. Foxy, den Fuchs. Anfangs trug ich ihn als Talisman bei mir und flüsterte mit ihm, wenn ich traurig war oder Mum mit mir geschimpft hatte. Als ich alt genug für einen eigenen Schlüssel wurde, kam er seiner eigentlichen Bestimmung nach. Er hatte seither an vielen Schlüsseln zu vielen Häusern gehangen, an vielen Orten in Australien, in London und in Bath. Vor etwa zwei Jahren aber hatte ich ihn in Canberra liegen lassen. Ich hatte ihn mit den Wohnungsschlüsseln auf den Küchentisch gelegt, zusammen mit meinem Abschiedsbrief an Aidan ...

Stopp!

Denk an etwas anderes.

Sieh nach vorn.

Das sagte sich so leicht. In den vergangenen zwanzig Monaten hatte ich alles Mögliche versucht – sogar ätherische Öle eingeatmet und meditiert. Nun bemühte ich mich, mich auf meine Umgebung zu konzentrieren. Den Ratschlag hatte ich erst kürzlich in einem Buch gelesen, einem Buch über den Umgang mit schwierigen Erinnerungen. Konzentrieren. Aufmerksam werden. Ablenken. Beobachten. Ich listete innerlich auf, was ich sah. Ich zwang mich, meine Umgebung wahrzunehmen, mir genau bewusst zu machen, wo ich war und was ich tat.

Ich war im Heathrow Express. Ich hatte gerade zweiundzwanzig Stunden im Flugzeug gesessen, auf dem Weg von Australien nach London. Auf dem Schoß lag meine Handtasche. Die Sitze waren mit blauem Stoff bezogen. Die meisten waren besetzt. Einige Passagiere hatten die Augen geschlossen, andere gähnten, alle erholten sich von einem langen Flug. Ich schaute zum Gepäckregal, um zu kontrollieren, ob mein roter Koffer dort noch lag. Tat er. Ich blickte nach oben, auf den kleinen Monitor am Ende des Abteils. Den aktuellen Schlagzeilen folgte die Wettervorhersage. Auf London wartete ein kalter, windiger Februartag. Der Kontrolleur erschien. Sehr schön, Ablenkung. Ich reichte ihm mein Ticket und beobachtete, wie er es rasch abstempelte und zum nächsten Passagier ging. Ich sah wieder auf den Monitor.

»Unser nächster Halt ist London-Paddington«, verkündete fröhlich ein Sprecher mit britischem Akzent. »Wir danken Ihnen für die Fahrt mit dem Heathrow Express.«

Ich hatte mit Lucas vereinbart, dass ich gegen zwei Uhr da sei, direkt von Heathrow zu ihm kommen würde. Das war nicht unser erstes Wiedersehen seit meiner gescheiterten Fuchs-Rettung, oh nein. Und auch das Päckchen mit Foxy war nur der Auftakt zu Hunderten – wortwörtlich Hunderten – von Briefen, Faxen und E-Mails gewesen. Lucas war, ohne es zu wissen, zur verlässlichsten erwachsenen Bezugsperson in meinem Leben geworden.

Drei Monate nach jenem ersten Besuch teilten mir meine Mutter und mein Vater mit, dass sie sich scheiden lassen würden. Unüberbrückbare Differenzen. Ich musste erst einmal lernen, das Wort »unüberbrückbar« auszusprechen und zu schreiben. Es war eine hässliche Scheidung. Meine Eltern hatten sich während ihrer Ehe gestritten, und sie stritten sich während ihrer Scheidung: darüber, wie das Vermögen aufzuteilen war, wer das Haus, wer mich bekam. Nach einem mehr als einjährigen Rechtsstreit wurde Mum fast alles zugesprochen, unser Häuschen in East Melbourne und auch ich. Kurz darauf kam Dad zu mir und erzählte, dass man ihm einen Job in Kanada angeboten und er ihn angenommen hatte. Es war das letzte Mal, dass ich ihn sah.

Acht Monate nach Inkrafttreten der Scheidung heiratete meine Mutter erneut, Walter, einen deutschstämmigen Geschäftsmann, dem sie in einem Gartenzentrum begegnet war. Sie hatten im gleichen Moment nach einem großen Terrakottatopf gegriffen. Der Presse erzählte Mum dann später gern, Amor hätte die Finger im Spiel gehabt – Walter hieß mit Nachnamen Baum, und sie waren sich in einem Gartenzentrum begegnet! Besagter Terrakottatopf jedenfalls führte zu einem Kaffee und einer Reihe heimlicher Treffen – angeblich ging meine Mutter zu Abendkursen. »Ich wollte, solange ich mir nicht sicher war, keine falschen Hoffnungen bei dir wecken«, erklärte sie mir. Dabei hätte sie gar keine Hoffnungen geweckt. Ich litt noch immer unter der Trennung von meinem Dad. Nach einem neuen Vater sehnte ich mich wirklich nicht.

Es wurde eine kleine Hochzeit. Auch für meinen Stiefvater war es die

zweite, da wollten sie beide keinen großen Wirbel, hieß es. Zu Walter gehörten ein enormes Bankkonto, eine Börsenmaklerfirma, reichlich graues Haar, ein Bart, ein großes Haus im schicken Richmond und ein Sohn, Charlie – mit vollem Namen Charlemagne, ungelogen –, von jetzt auf gleich mein Stiefbruder. Er war zwei Jahre älter als ich, er elf, ich neun. Charlies Mutter war im Anschluss an die Scheidung nach Deutschland zurückgekehrt. Sie sei, so Mum, nicht ganz klar. Sie konnte sich nicht um Charlie kümmern. Dabei hatte sich Mum an den Kopf getippt und so komisch mit den Augen gerollt. Ich brauchte eine Weile, bis ich begriff, dass sie sagen wollte, Walters Exfrau sei nicht klar im Kopf. Erst Jahre später erfuhr ich Genaueres. Anfangs sprachen weder Charlie noch Walter häufig über sie.

Aber so fanden zwei und zwei zusammen, und wir wurden vier. Keine zwei Jahre später, drei Wochen nach meinem elften Geburtstag, wurden, als ein kleines Mädchen namens Jessica Eloise Faith Baum das Licht der Welt erblickte, aus vier dann fünf.

»Jetzt sind wir eine richtige Familie«, sagte meine Mutter. Ich weiß noch, dass ich mich gefragt hatte: Was waren wir denn vorher?

Mum verkündete bei der Gelegenheit auch, dass sie meinen Nachnamen ändern lassen wolle, in Baum. »Das ist sonst zu verwirrend. Wir sollten alle gleich heißen.«

»Aber ich bin gern eine Fox«, protestierte ich.

»Fox kann ja dein Zweitname bleiben«, sagte Mum. »Dann hast du wenigstens eine Erinnerung an deinen Vater. Wenn er sich sonst schon keine Mühe gibt, mit dir Kontakt zu halten.«

Damit hatte sie leider recht. Von Dad hörte ich nur sporadisch etwas, und das auch nur am Telefon. Er schickte Weihnachtsgeschenke und Geburtstagskarten, in denen stand, dass ich ihn unbedingt in seinem neuen Heim besuchen müsse, doch der Besuch fand niemals statt. Mum sprach, wenn es eben ging, gar nicht mehr von ihm. Freunden gegenüber nannte sie ihre erste Hochzeit nur den »Großen Fehler«. Bei uns fand sich kein einziges Hochzeitsbild. Die Fotos waren, als wir bei Walter und Charlie eingezogen waren, auf unerfindliche Weise verloren gegangen. Wie alle Bilder von Dad. Wenn mir Onkel Lucas nicht zum Ausgleich – und auf meine Bitte hin – neue Fotos geschickt hätte, hätte

ich irgendwann nicht mehr gewusst, wie mein Vater ausgesehen hatte. Lucas und ich waren seit jenem Tag in London zu Brieffreunden geworden. Ich fand es toll, einen Brieffreund auf der anderen Seite der Welt zu haben, erst recht, wenn er mit mir verwandt war.

Und es war auch Lucas, der einen Monat nach meinem zwölften Geburtstag bei uns anrief und uns mitteilte, dass mein Vater beim Absturz eines Kleinflugzeugs ums Leben gekommen war. Er schrieb mir gleich im Anschluss.

Meine liebe Ella,

ich weiß, Du hast Deinen Vater eine Weile nicht gesehen, aber ich weiß auch, dass er darüber traurig war. Und ich weiß ebenfalls, dass Du einen neuen Vater und sogar eine neue Familie hast, und ich hoffe sehr, dass es Dir gut geht. Aber falls Du doch irgendwann einen Rat von dem schlauen Fuchs brauchst, der Dein Onkel ist, schick mir einfach einen Brief oder auch ein Fax – ich habe gerade ein sehr schickes Faxgerät bekommen –, dann antworte ich Dir, so schnell ich kann.

Ob Lucas geahnt hatte, was er mit diesem einfachen, liebevollen Brief entfesseln würde? Seit jenem Tag nämlich war er zu einer Mischung aus Kummerkastenonkel, imaginärem Freund und Sparringspartner geworden, alles dank des Wunders Faxgerät.

Mein Stiefvater arbeitete manchmal von zu Hause aus, daher war auch sein Arbeitszimmer mit sämtlicher Technik ausgestattet. Ich hatte ihn einmal beim Absenden eines Telefax beobachtet und war tief beeindruckt gewesen. Da ich mich so interessiert gezeigt hatte, ließ er mich auch eins abschicken. Walter erklärte es mir in seinem nahezu perfekten Englisch. In solchen Momenten, wenn er mir etwas beibrachte und ich es aufmerksam befolgte, haben wir uns immer am besten verstanden. Ansonsten haben wir uns in Ruhe gelassen oder ignoriert. Das ging problemlos, ohne den anderen zu verletzen – meine Mutter entließ einen derart steten Wortschwall in die Welt, dass sie mit ihrem Geplapper und ihrer dezidierten Meinung jede Gesprächspause und jede Kluft in unserer Beziehung überbrückte. Und natürlich konnte Walter mit Charlie sprechen, auf Englisch und auf Deutsch, und mit Baby Jess. Seinen richtigen Kindern. Aus heutiger Sicht ist mir bewusst, dass es für ihn ebenfalls nicht einfach war, ebenso für meine Mum, denn

sie mussten sich beide an ein Baby und auch jeder an ein Stiefkind gewöhnen. Doch damals habe ich mich oft einsam und traurig gefühlt. Wie der Babyfuchs in Lucas' Arbeitszimmer.

Zwei Tage nach Lucas' Brief, als Mum und Walter bei einem Geschäftsessen waren und eine Nachbarin – die den Fernseher anmachte, kaum dass Mum und Walter fort waren – auf Charlie, Jess und mich aufpassen sollte, schlich ich mich in Walters Büro und schaltete das Faxgerät ein.

Ich folgte Lucas' unumwundener Ausdrucksweise.

Lieber Onkel Lucas,

ich brauche deinen Rad – damals gehörte die Rechtschreibung noch nicht zu meinen Stärken. Ich bin zimlich unglücklich. Ich habe eine neue Schwester, aber sie weint immer, und Mum hat sie liber als mich.

Was soll ich tun?

Deine Niechte,

Ella.

Gewissenhaft tippte ich die lange Faxnummer, die mir Lucas in seinem Brief genannt hatte, legte die Seite ein, sah zu, wie sie eingezogen wurde, und hielt den Atem an. Ich schickte den Brief ein zweites Mal ab, nur zur Sicherheit. Und ein drittes Mal. Fünf Minuten später, ich saß auf Walters Bürostuhl, kaute auf meinem Pferdeschwanz herum und ließ die Beine baumeln, gab das Faxgerät ein Geräusch von sich. Mit riesigen Augen sah ich zu, als sich wie von Geisterhand ein Blatt bewegte, durch den Einzug wanderte und im Papierfach landete. Ich rannte hin.

Liebe Ella,

sie ist ein Baby. Babys weinen. Das ist ihre Bestimmung. Am besten wartest Du, bis sie größer und interessanter wird, und entscheidest dann, ob Du sie magst. Aber ich bin sicher, Deine Mutter liebt Euch beide. Denn das ist ihre Bestimmung.

Er hatte das Fax nicht unterschrieben, sondern einen kleinen Fuchs gezeichnet. Einen listigen Fuchs, mit einem funkelnden Auge.

Ich nahm mir ein neues Blatt Papier aus Walters Schublade.

Danke. Dann warte ich.

Auch ich unterschrieb mit einer kleinen Zeichnung, nur dass mein Fuchs eher wie ein Stinktier aussah. Ich führte das Blatt in das Gerät ein

und drückte erneut und mit Eifer die Zahlen. Los ging es. Wenige Minuten später abermals ein Surren, und ein neues Blatt erschien.

Sehr gern. Darunter wieder ein Fuchs. Er zwinkerte mir zu.

Ich nahm die Faxe mit in mein Zimmer und las sie vor dem Schlafengehen noch einmal. Es ging mir schon viel besser. Am nächsten Morgen legte ich sie in mein Schatzkästchen.

Nach der Schule rief mich Mum zu sich in die Küche. »Du solltest Walters Faxgerät nicht benutzen, ohne ihn vorher zu fragen, Ella.« Bevor ich etwas sagen konnte, fuhr sie fort. »Du brauchst gar nicht so beleidigt zu gucken. Lucas hat nicht gepetzt. Er hat nur angerufen und gefragt, ob er dir gelegentlich faxen dürfe. Ich habe mit Walter darüber gesprochen, und, wie Walter richtig sagt, Lucas ist dein Onkel. Also, solange du es nicht übertreibst, kannst du ihm hin und wieder faxen. Angeblich antwortet er dir, wenn er Zeit hat. Aber geh ihm nicht auf die Nerven, hörst du? Er hat viel zu tun.«

Das verblüffte mich. »Ehrlich? Was tut er denn?« Ich konnte mir nur vorstellen, dass Lucas in seinem großen Haus noch mehr Unordnung verbreitete.

»Ich weiß es nicht genau, Ella. Professorenkram.«

»Aber was ist das?«

Mum machte eine Geste, die wohl heißen sollte: Wo soll ich da bloß anfangen. »Frag ihn doch selbst in deinem nächsten Fax.«

Und das tat ich. Lucas schrieb am Tag darauf zurück.

> Liebe Ella,
> diese Woche beschäftige ich mich mit folgenden Themen:
> die politischen Allianzen im England der Nachkriegszeit,
> liberale versus konservative Bildungspolitik,
> das Phänomen der wachsenden Unterstützung für die Monarchie in der Zeit zwischen den Weltkriegen,
> und ich muss die Leitungen im unteren Badezimmer reparieren lassen.

Ich schrieb zurück: Danke, Lucas. Du hast wirklich viel zu tun.

Emsig wie die Ameise, erwiderte er. Oder vielmehr, wie der Fuchs. Er unterschrieb erneut mit seinem zwinkernden Fuchs.

Es war wie ein heißer Draht in den Himmel. Ich schickte Lucas mindestens zwei Faxe in der Woche, und er schrieb stets zurück. Nur nannten wir es nicht faxen, sondern fuxen. Es waren keine langen Briefe. Von mir kamen meist Fragen oder Klagen. Von ihm rasche Antworten, Informationsschnipsel oder Einzeiler, die er »Verblüffende Fakten aus dem Reich der Füchse« nannte. Wusstest Du, dass Babyfüchse Jungfüchse oder Welpen heißen? Und die Füchsin Fähe heißt? Wusstest Du, dass der Fuchsschwanz ein Drittel der gesamten Körperlänge ausmacht?

Manchmal kam auch ein Geschenk per Post. Nicht zu meinem Geburtstag oder Weihnachten, einfach so, aus heiterem Himmel. Es hatte natürlich immer etwas mit Füchsen zu tun. Ein T-Shirt mit einem Fuchs darauf. Fuchs-Notizpapier. Sogar eine Fuchs-Brosche. Leider habe ich, was mir nicht zu klein wurde, verloren oder verbraucht, bis auf den Schlüsselring.

Er schickte mir auch Bücher. Ich bin Krimi-Fan, stand in einem Brief, und da Du mir wie eine neugierige junge Frau erscheinst, hoffe ich, dass auch Du Dich für dieses Genre begeistern wirst. Und dem war so. Ich las alles, was er schickte – von Enid Blytons Die Schwarze Sieben, Fünf Freunde und ihre Serie Geheimnis um ... über Nancy Drew und Die Hardy Boys bis hin zu Agatha Christie. Als ich älter wurde, schickte Lucas mir Raymond Chandler, Dashiell Hammett und Arthur Conan Doyle. Jedes Buch wurde von Verblüffenden Fakten begleitet: Wusstest Du, dass Enid Blyton in nur vierzig Jahren achthundert Bücher geschrieben hat? Dass Agatha Christie auch Liebesromane verfasst hat, und zwar unter dem Pseudonym Mary Westmacott? Dass Raymond Chandler seinen ersten Detektivroman erst mit Mitte vierzig begonnen hat?

Jess war damals noch zu jung, doch Charlie wartete immer voller Neugierde auf Nachricht von meinem fernen Onkel. Nie mit Eifersucht. Charlie war immer schon der ausgeglichenste, entspannteste Mensch, den ich kenne.

»Gibt es neue Fakten vom Fuchs?«, fragte er immer.

Dann ging ich zu meinem Lucas-Ordner und las das jüngste Fax vor. Charlie war stets sehr beeindruckt.

Ich schickte Lucas zwar keine Verblüffenden Fakten, aber regelmäßige Updates, wenn ich gute Noten hatte oder akademische Preise gewann.

Dein Vater wäre sehr stolz auf Dich. Und ich bin sehr stolz auf Dich, faxte Lucas zurück.

Doch erst als ich zweiundzwanzig war, sahen wir uns wieder. Ich nahm mir im Anschluss an meinen Master ein Jahr frei. Ich hatte Englische Literatur studiert, mein Vater war Engländer, ich hatte einen britischen Pass – wohin, wenn nicht nach London? Ich hatte Lucas gemailt – wir waren mit der Zeit gegangen – und mich angekündigt, und er hatte darauf bestanden, dass ich bei ihm wohnte. Zumindest bis ich mich in London eingelebt hätte. Sein Haus war noch immer voller begabter, aber finanziell weniger begünstigter Studenten, doch inzwischen war er mehr als nur ihr Herbergsvater. Er war ihr Arbeitgeber. Er hatte einen Pool aus diskreten und hoch qualifizierten Nachhilfelehrern gegründet. Dies komme allen zugute, erklärte er. Seine Mitbewohner brauchten immer Geld. Schüler mit Problemen immer Nachhilfe. Und wohlhabende Eltern zahlten dafür immer gern. Eine Win-win-win-Situation.

Damals war ich einen Monat lang geblieben und hatte die Zeit in vollen Zügen genossen – das Haus, die Studenten, London, Lucas. Im Jahr darauf kehrte ich zurück, für sechs Wochen. Danach, so oft es ging. Ich sparte nur noch für die Tickets, ich legte jeden Cent zurück, von meiner vollen Stelle bei einem Verlag in Melbourne und meinem Abendjob als Englisch-Nachhilfelehrerin. Lucas hatte mich auf die Idee gebracht. Ich stieg Schritt um Schritt in der Verlagshierarchie auf, von der Volontärin zur Lektoratsassistentin zur Lektorin. Mit achtundzwanzig, Single und rastlos, kündigte ich, löste meine Wohnung auf, verabschiedete mich von Freunden und Familie und flog, wie so oft, nach London. Ich arbeitete zwei Monate lang für Lucas, als Köchin und Haushälterin, dann bekam ich eine befristete Stelle als unterbezahlte Redakteurin bei einer Literaturzeitschrift in Bath. Ich verbrachte dennoch fast jedes Wochenende bei Lucas, ging ins Theater oder blieb zu Hause und bekochte Lucas und jeden Studenten, der zufällig da war. So lernte ich auch Aidan kennen.

Zwei Jahre später war Lucas an einem sonnigen Nachmittag in Canberra Trauzeuge bei meiner standesamtlichen Hochzeit mit Aidan Joseph O'Hanlon aus Carlow, Irland, später in London und dann in Australien wohnhaft. Ein Jahr nach unserer Begegnung waren wir nach Canberra gezogen. Die dortige Handelskommission hatte Aidan eine Stelle als Übersetzer und Dolmetscher angeboten. Aidan sprach fünf Sprachen fließend, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Deutsch. Ich arbeitete damals freiberuflich als Lektorin, ich konnte von überall aus arbeiten.

Es war uns beiden wichtig, dass Lucas zu unserer Hochzeit kam. Er hatte uns schließlich zusammengeführt. Meine Mutter war, soweit ich mich entsinne, halbwegs nett zu Lucas. Die Ehe mit Walter hatte sie weicher gemacht, zumindest hatte sie darüber ihre Wut auf meinen Dad, und damit auch auf Lucas, vergessen. Walter betrieb mit Lucas gestelzte Konversation, so wie er es mit jedem tat. Jess achtete kaum auf Lucas. Sie war neunzehn und hatte nur Augen für den jungen Gitarristen, den wir angeheuert hatten, um unseren Empfang musikalisch zu begleiten. Charlie lebte damals schon in Boston, glücklich verheiratet und auf dem Weg, zum vierten Mal Vater zu werden. Er hatte es trotzdem noch zu unserer Hochzeit geschafft. Aidan und Charlie verstanden sich auf Anhieb. Da sie beide kluge, warmherzige Männer waren, hatte ich das gehofft und erwartet, und doch war ich erleichtert.

Aidan und ich waren nicht gleich zu unserer Hochzeitsreise aufgebrochen, weil Lucas noch eine Weile in Australien geblieben war. Wir hatten Reiseführer gespielt, waren mit ihm in Museen und Ausstellungen gegangen, hinauf nach Sydney und hinunter nach Melbourne gefahren. Lucas und ich waren uns schon vor meiner Ehe nahe gewesen. Seither standen wir uns noch näher. Erst als Lucas nach Hause geflogen war, waren Aidan und ich in unsere offiziellen Flitterwochen aufgebrochen – zwei Wochen USA, wobei wir natürlich auch Charlie und seine Familie für mehrere Tage besuchten.

In Canberra traten Arbeit und Alltag an die Stelle von Heirat und Flitterwochen. Ich mailte Lucas so regelmäßig wie eh und je, berichtete ihm, mit welchen Autoren ich arbeitete, oder bat ihn bei grammatikalischen Problemfällen um Rat. Ich erzählte ihm von Aidans

Job. Lucas hatte, so schrieb er, ein volles Haus – sechs Studenten, so viele wie noch nie. Trotzdem war die Nachfrage immer noch größer als die Zahl seiner Nachhilfelehrer. Ich fürchte um die Zukunft dieses einst so großen Landes, tröste mich jedoch mit meinem üppig quellenden Bankkonto, war sein Kommentar.

Kein halbes Jahr nach unserer Hochzeit löste die Nachricht, dass wir Eltern würden, eine Flut von E-Mails mit Verblüffenden Fakten aus. Sie kamen die ganzen neun Monate lang. Wusstest du, dass sich bei einem Baby als Erstes der Hörsinn entwickelt? Dass auf der Erde alle drei Sekunden ein Baby geboren wird? Dass ein Baby ohne Kniescheiben auf die Welt kommt?

Ich mailte ihm fünf Stunden nach der Geburt, eine lange und schmerzhafte – ich vergaß es sofort –, dass wir unseren Neugeborenen (groß, gesund und wunderschön) Felix Lucas Fox O'Hanlon nennen würden. Zwei Tage später klopfte es an der Tür unseres Apartments. Aidan sagte, dass der Postbote das Paket kaum tragen konnte, so groß war es. Darin war ein riesiger Plüschfuchs, einen Meter fünfzig groß. Danke, stand auf Lucas' handschriftlicher Nachricht. Ich bin überwältigt.

Danach korrespondierte Lucas häufiger mit Felix als mit mir. Ich spielte die Beleidigte, doch ich fand es großartig.

Lieber Felix, stand in einer Mail. Wie klappt es mit dem Schlafen? Hat dir schon jemand gesagt, dass Felix das lateinische Wort für glücklich, glückvoll ist?

Felix schrieb ihm natürlich zurück, seine Worte flossen durch meine oder Aidans Hand. Für ein Baby war er erstaunlich sprachgewandt, und er zeigte sich sehr dankbar für Lucas' Serie: Verblüffende Fakten für Kleinkinder.

Lieber Lucas,

ja, ich schlafe und esse sehr gut, danke der Nachfrage – ich habe schon 800 Gramm zugenommen. Danke auch für den Link zur Webseite des Teilchenbeschleunigers. Ich kann es kaum erwarten, so etwas eines Tages mit eigenen Augen zu sehen.

Alles Liebe von deinem Großneffen Felix.

Wir schickten Lucas Dutzende Fotos. Lucas schickte Bücher. Kistenweise. Und nicht nur Bilderbücher. Er schickte Dickens, Tolstoi,

Austen, Homer ... Er wolle, so Lucas, dass Felix bei Schulbeginn eine vollständige Bibliothek der Klassiker sein Eigen nennen könne. Dabei kamen die Bücher in derart rascher Folge, dass Felix schon mit Kindergartenbeginn eine vollständige Bibliothek der Klassiker sein Eigen hätte nennen können. Zu seinem ersten Geburtstag schickte Lucas einen zweiten Plüschfuchs, auch dieser einen Meter fünfzig groß. Damit der eine nicht allein ist, hieß es.

Einen Monat später überraschte – erfreute – Lucas uns mit einem Spontanbesuch. Er blieb nicht einmal eine Woche, die Zeit war viel zu kurz, doch sie reichte für zahlreiche Fotos von ihm und Felix. Durch eine glückliche Wendung war auch Charlie in Australien. Zwischen den beiden funkte es erneut.

Besonders einen Nachmittag sehe ich noch vor mir. Wir hatten einen entspannten Lunch bei uns veranstaltet, die Balkontüren standen offen, die Sonne schien ins Zimmer, eine sanfte Brise wehte. Dort, in unserem kleinen Wohnzimmer, waren die mir liebsten Menschen auf der Welt versammelt – Aidan, Lucas, Charlie und Felix. Von einem Moment, einem hinreißenden Moment, machte ich, perfekt getimed, ein Foto: Charlie erzählt einen Kalauer, Lucas wirft den Kopf in den Nacken und lacht, Aidan lächelt und schüttelt den Kopf, und dort, in Aidans Armen, liegt Felix und zeigt sein großes, zahnloses Lächeln und strampelt mit den Beinchen, als ob ein Lächeln nicht genügen würde, um seiner Freude Ausdruck zu verleihen. Die Beine sind auf dem Bild verschwommen. Damals hatte mich etwas durchdrungen, wie ein Licht, ein warmes Gefühl, ein Strom. Später war mir aufgegangen, dass es pure Wonne war.

Nach Lucas' Heimreise steigerte sich die Frequenz der E-Mails. Er führte mit Felix intensive Diskussionen über Kommunismus versus Kapitalismus sowie die Vorzüge von Kricket gegenüber Fußball. Und es trafen noch mehr Bücher ein. Gedichte von Byron, Yeats und Wordsworth. Kinderbücher. Unsere kleinen Damen und Herren. Lucas war, wenn es um Literatur ging, nicht snobistisch. Aidan musste ein neues Regal anbringen. Felix schickte Lucas eine Dankesmail. Sein Zimmer sähe einer Bibliothek immer ähnlicher.

Wunderbar!, schrieb Lucas zurück. Bücher kann man nie genug

besitzen. Doch warte, bis du siehst, was du zu Deinem zweiten Geburtstag bekommst ...

Aber dann ...

Als ...

Danach ...

Nachdem es passiert war, kaum dass Lucas meine Nachricht erhalten hatte, mitten in der Nacht, schrieb er mir. Auf Papier, nicht digital. Sie kam per Kurier, die eine Zeile, auf dickem Pergament, mit einem Fuchs als Briefkopf.

Meine liebste Ella, ich empfinde tiefsten Schmerz mit Euch. Ich bin hier, falls Ihr mich braucht. Lucas.

Es bedurfte keiner weiteren Worte. Ich weinte stundenlang. Und ich hatte bereits stundenlang geweint.

Seit jenem Tag waren beinahe zwanzig Monate vergangen. Vor vierzehn Tagen hatte Lucas mir gemailt. Wo bist du gerade, Ella?

Zu dem Zeitpunkt war ich in Margaret River, in Westaustralien. Meine Tätigkeit als Saisonarbeiterin bei einem der größten Weingüter der Region war beendet. Ich hätte den Vertrag verlängern können, doch es hatte mich weitergezogen. Seit es passiert war, hatte es mich nirgendwo lange gehalten. Ich hatte Canberra nur wenige Wochen danach verlassen. Ich war nach Melbourne gegangen, von dort nach Sydney, da hatte ich von dem Job auf dem Weingut erfahren.

Ich würde dich gern sehen, hatte Lucas geschrieben. Erlaube mir bitte, dir ein Ticket zu buchen.

Auch ich wollte Lucas sehen, und das Ticket konnte ich mir selbst leisten. Ich hatte jeden Cent, den ich verdient hatte, gespart. Ich brauchte und wollte nur das Nötigste. Ich buchte den Flug noch am nächsten Tag. Es war die richtige Entscheidung. Der Nebel, in dem ich die letzten Monate verbracht hatte, hob sich leicht.

Es war mir auch noch richtig vorgekommen, als ich am Morgen aus dem Flugzeug gestiegen war. Weil ich glaubte, London würde helfen?

Weil ich in dieser Stadt einst so gute, so glückliche Zeiten hatte? Ich erhoffte mir wohl, dass London die ständige tiefe Verzweiflung etwas lindern würde.

Komm sofort nach der Landung her, hörst du? Komm gleich vom Flughafen aus zu mir.

Lucas verbarg seine Gedanken niemals hinter Floskeln. Er kam ohne Umschweife zum Punkt.

Du kannst, wie du hoffentlich weißt, so lange bleiben, wie du willst. Mi casa es su casa.

Mein Haus ist dein Haus. Das hatte ich schon oft gehört. Für seine Studenten galt das ebenso. Aidan hatte sich immer amüsiert, wenn sich Lucas am Spanischen versuchte. Lucas war ein brillanter Historiker, aber wahrlich kein Sprachtalent. Ich hatte nur zurückgeschrieben: Danke Lucas.

Ich ging die kurze Strecke von der Paddington Station aus zu Fuß. Siebenundzwanzig Jahre waren seit meinem ersten Besuch vergangen. Damals war Lucas Mitte dreißig gewesen. Jetzt war er Anfang sechzig. In meinen Augen sah er aus wie immer. Ich hatte mich im Laufe der Jahre verändert. Aus der siebenjährigen Fuchs-Diebin mit dunklem Lockenschopf war eine erwachsene Frau von vierunddreißig Jahren geworden. Als Kind war ich groß und dünn gewesen. Dünn war ich nach wie vor, auch überdurchschnittlich groß. Bis vor einem Jahr hatte ich noch langes Haar gehabt. Zwei Tage nach meiner Ankunft in Margaret River hatte ich es abgeschnitten. Seither trug ich es kurz.

Die Häuser in Lucas' Straße erinnerten mich noch immer an Hochzeitstorten. Seine blaue Tür brauchte noch immer einen Anstrich. Doch es gab einen neuen Türklopfer, in Gestalt eines Fuchses. Ich musste nur ein Mal klopfen. Die Tür ging auf. Vor mir stand Lucas und strahlte mich an. Er hatte noch immer den wirren Lockenschopf, das Fox-Charakteristikum. Auf der Nase saß noch immer eine Brille, die eines Museums würdig gewesen wäre. Und die ausgebeulte, dreckige Hose hätte zu einem Gärtner gepasst. Als ich Lucas sah, in all seiner Vertrautheit, in all seiner Verlässlichkeit, war es um mich geschehen. Ich musste weinen.

»Ella.« Er nahm mich fest in den Arm, wartete, bis die Tränen

versiegten, dann trat er zurück. »Komm rein.«

Wäre er meine Tante und nicht mein Onkel gewesen, wäre der Empfang bestimmt ein anderer gewesen. Mit Worten, nicht mit Schweigen. Es tut mir ja so leid für dich, Ella. Du Arme. Wie soll man über so etwas hinwegkommen? Ich hatte diese Sätze und ähnliche in den vergangenen zwanzig Monaten von so vielen Menschen und so oft gehört, dass ich sie nicht mehr leiden mochte. Auf dem Weingut hatte ich gar nicht erzählt, was geschehen, warum ich dort war. Ich hatte nicht erzählt, dass ich vorher Redakteurin und nicht nur Küchenhilfe war. Ich hätte in meiner Branche arbeiten können. Als es sich herumgesprochen hatte, waren viele Angebote gekommen. Aber ich brauchte auf jedem Gebiet eine Veränderung. Ich ertrug keinerlei Verbindung zu meinem früheren Leben.

Ich hatte aus meinem Umfeld oft gehört, dass Arbeit den Heilungsprozess beschleunigen würde. Doch das stimmt nicht. Ich kann meinen Körper noch so sehr beschäftigen, mein Geist bleibt davon unberührt. Er spielt mir unermüdlich, immer wieder, jede einzelne Sekunde dieses Tages vor, immer auf der Suche nach einem neuen Weg, sich zu erinnern, einem neuen Weg, das Geschehen zu verändern, und windet und verknotet sich dabei. Das war – das ist – das Qualvollste. Weil es keine Rolle spielt, wie oft ich es durchleuchte, wie oft ich es versuche umzuschreiben, es nimmt immer das gleiche Ende. Da hilft keine noch so schwere körperliche Arbeit, sei es draußen oder drinnen: weder das Schneiden noch das Binden der Reben noch die Lese, kein Schrubben und Putzen im Weingut selbst, kein Spülen, Kellnern, keine Arbeit als Küchenhilfe. Es nützt nichts, wenn man für Kollegen einspringt, ohne Murren Überstunden macht, lange Schichten abdient und in jeder freien Minute spazieren geht, damit man müde wird, der Körper sich erschöpft, damit dem Geist nichts anderes übrig bleibt, als auch zu schlafen ... Nichts hilft.

»Du siehst gut aus«, sagte Lucas.

Das war geschmeichelt. Ich wusste, dass ich erschöpft aussah. Und meine Wimperntusche war bestimmt verlaufen. Ich versuchte mich an einem Lächeln. »Du auch. Hast du trainiert?«

Darüber hatten wir immer schon gescherzt – Lucas hätte eher den

Mond als ein Fitnessstudio betreten. Er grinste, fuhr sich durch die Locken und zerzauste sie noch mehr. Eine Verlegenheitsgeste, wenn sich die Aufmerksamkeit auf ihn richtete. Ich stellte ihn mir immer bei seinen Vorlesungen vor. Wahrscheinlich kam er bei jedem Satz dem Inbegriff des verrückten Professors näher.

»Toller Pullover«, sagte ich. Den Pullover hatte ich gestrickt – versucht zu stricken – vor einundzwanzig Jahren, mit dreizehn.

Ich hatte das Muster in einer alten Zeitschrift entdeckt und unsere Nachbarin überredet, mir das Stricken beizubringen. Auf der Brust sollte – was auch sonst – ein Fuchs prangen. Ich hatte alle Maschen durcheinandergebracht, den Pullover so oft aufgeribbelt und wieder neu begonnen, dass die Wolle in meinen immer schwitzigeren Händen vollständig verfilzte. Die Ärmel und der Umlegekragen hatten mir schon große Mühe bereitet, doch erst der Fuchs ... Als der Pullover endlich fertig war, sah das Wesen auf dem Vorderteil eher wie E. T. aus. Trotzdem hatte ich mein Werk voller Stolz in Weihnachtspapier gewickelt und verschickt. Lucas hatte mir nicht nur ein Fax geschickt, in dem stand, wie sehr er den Pullover liebte und wie warm er war, sondern auch ein Foto, auf dem er den Pullover trug. Charlie hatte sich das Bild sehr gründlich angesehen. Er hatte netterweise keine Bemerkung zu meiner Strickkunst gemacht und sich ganz auf Lucas konzentriert. Es war das erste Foto, das er von ihm sah. »Ähnelt er deinem Dad? Ich meine natürlich, wenn dein Dad noch leben würde.«

Lucas und mein Dad hatten sich sehr geähnelt. Charlie hatte richtig vermutet. Nun hatte ich eine Vorstellung davon, wie mein Vater ausgesehen hätte, wenn er nicht ums Leben gekommen wäre.

Auch Mum hatte sich das Foto angesehen. Und die Ähnlichkeit zwischen Dad und Lucas nicht kommentiert, wohl aber die zwischen meinem Fuchs und einem Alien.

»Ist doch nicht so schlimm. Übung macht den Meister«, hatte mich Walter getröstet. »Versuch dich doch mal an einem Pullover für Jess.«

»Nein, danke«, hatte ich erwidert. Die Tage des Strickens waren endgültig vorüber.

»Ich kann mich vor Angeboten kaum retten«, sagte Lucas nun. »Dieser Pullover ist ein Kunstwerk.«

»Kunstwerk? So kann man es auch nennen.«

Ich folgte Lucas in den Gegensalon. Das Haus wirkte so chaotisch wie noch nie.

»Ein Drink?«, fragte er. »Für dich und deinen Körper ist es schließlich Nacht.«

Ich schüttelte den Kopf. Dem Alkohol hatte ich abgeschworen. »Ein Tee wäre schön.«

Wir gingen in die Küche. Sie war völlig verdreckt, überall stand schmutziges Geschirr – Pfannen, Teller ... Ich hatte große Mühe, nicht zu reagieren, als Lucas zwei dreckige Tassen aus der vollen Spüle zog. Als er nach einem Milchkrug griff, an dem etwas Soßenartiges klebte, war es mit meiner Beherrschung vorbei.

»Entschuldige, Lucas.« Ich nahm ihm beide Tassen ab und spülte sie, dann die Kanne, gefolgt vom Kessel und zur Sicherheit noch der Spüle selbst. Lucas sah mir mit einem halben Lächeln zu. Es hatte ihn noch nie gekränkt, wenn ich meinen Widerwillen oder mein Erstaunen über den Dreck, in dem er und seine Studenten lebten, äußerte. Er setzte sich an den unordentlichen, schmutzigen Küchentisch – es juckte mir in den Fingern, auch dort rasch abzuwischen – und beobachtete mich. Amüsiert und liebevoll.

»Es ist so schön, dass du hier bist, Ella. Ich habe so dringend eine Magd gebraucht.«

»Dieses Haus braucht einen Bulldozer und keine Magd.«

»Da wir gerade davon sprechen, wie geht es deiner Mutter?«

»Sehr gut, danke.« Ich verkniff mir ein Lächeln, als mir in einer Dose, in der ich Kekse vermutete, schimmelige Krümel entgegenblickten.

»So verrückt wie immer, schätze ich?«

Ich nickte.

»Und auch so berühmt?«

»Sie wird mit jedem Tag berühmter.« Dem war wirklich so. Meine Mutter war sechs Jahre zuvor in einem Melbourner Shoppingcenter einem Fernsehteam in die Arme gelaufen, und nun war sie jedem australischen Haushalt ein Begriff. Walter war ihr Manager. Für mich war das immer noch unfasslich. Während meiner Kindheit hatte meine Mutter mit Not ein Ei gekocht. Nun war sie eine berühmte

Fernsehköchin.

»Charlie klingt, als wäre er in Boston unverändert glücklich.«

Ich nickte wieder. Charlie. Zufriedener Hausmann, vierfacher Vater, liebender und geliebter Ehemann von Lucy, Vertriebsmitarbeiterin einer Pharmafirma. Er war ihr mit siebzehn begegnet, als er als Rotary-Austauschschüler in die USA gegangen war. Sie waren Brieffreunde geworden und hatten sich, als Lucy durch Australien reiste, mit Mitte zwanzig wiedergesehen. Sie hatten sich verliebt, geheiratet und auch gleich Kinder bekommen. Der Jüngste war vier Jahre alt, der Älteste fast elf. Lucy arbeitete Vollzeit, Charlie blieb zu Hause. Mit dieser Regelung waren beide glücklich.

»Ich liebe seine Berichte aus dem Familienleben«, sagte Lucas. »Danke, dass du mich auf die Mailingliste gesetzt hast. Die E-Mail über den Zahnarztbesuch der Kinder war die reinste Comedy.«

Ich wusste nichts zu erwidern. Ich las Charlies wöchentliche Mails nicht mehr. Natürlich waren wir noch in Kontakt. Wir mailten uns oft, doch wir wählten unsere Worte sorgfältig, und gewisse Themen vermieden wir ganz. Charlie erledigte all seine Kommunikation via Computer, spätabends, wenn die Kinder und Lucy im Bett waren. Die Berichte über sein Familienleben gingen nur an wenige Personen – an Walter, Mum und Jess, an Lucas und mich. Das Schreiben, hatte Charlie mir einmal gestanden, rettete ihn davor, den Verstand zu verlieren. Die E-Mails hatten immer die gleiche Betreffzeile, angelehnt an Garrison Keillors Anekdoten über Lake Wobegon. Die fiktiven Geschichten des berühmten Radiomoderators hatten immer den gleichen Auftakt: Es war eine ruhige Woche in Lake Wobegon. Charlies E-Mails begannen stets mit: Es war eine unruhige Woche in Boston. Mir fehlten seine Geschichten. Doch lesen konnte ich sie nicht mehr.

»Und Jess?«, fragte Lucas. »Wie geht es ihr?«

Ich erstarrte. Ich hatte gerade kochendes Wasser in die Kanne gegossen.

Lucas hatte meine Reaktion bestimmt gesehen. Er wartete einen Augenblick, dann wiederholte er die Frage.

Ich drehte mich um. »Lucas, es tut mir leid. Ich kann nicht ...«

Er sprach unbeirrt und ruhig weiter. »Schreibt sie immer noch an

ihrem Leben?«

Als Lucas das erfahren hatte, hatte es ihn sehr belustigt. Jess hatte vor sechs Jahren, mit sechzehn, mit ihrer Autobiografie begonnen – in Tagebuchform. Und in der festen Überzeugung, dass sie eines Tages ein berühmter Musicalstar würde. »Wenn ich erst einmal bekannt bin, habe ich zum Schreiben keine Zeit mehr, also fang ich lieber jetzt an«, hatte sie uns damals erklärt. Sie hatte auch nie ein Geheimnis um ihr Tagebuch gemacht. Andere Teenager versteckten es vermutlich. Jess hatte uns daraus vorgelesen. Sie schrieb, wie sie sprach, in einem unablässigen Bewusstseinsstrom. Heißen sollte ihre Biografie, wie sie jeden ihrer Einträge begann: Ich bin's, Jess!

»Keine Ahnung«, sagte ich, ohne Lucas anzusehen. Und das stimmte. Ich hatte keine Ahnung, wo Jess war und was sie tat. Ich hatte meine Mutter gebeten, Jess mir gegenüber nicht mehr zu erwähnen. Schließlich hatte Mum, wenn auch widerstrebend, eingewilligt.

Lucas stellte keine weiteren Fragen. Ein Grund mehr, ihn zu lieben. Eine Tante wäre in mich gedrungen, wie meine Mutter, wie so viele Male. Ella, ich bitte dich, Jess ist deine kleine Schwester. Deine Familie. Du musst ihr irgendwie verzeihen. Du musst das hinter dir lassen.

Aber wie sollte ich das hinter mir lassen? Und wohin sollte ich mich wenden?

Nach einem Menschen hatte Lucas sich noch nicht erkundigt. Als ich den Tee an den Tisch brachte, wartete ich darauf, dass Aidans Name fiel. Doch das geschah nicht. Noch nicht. Denn das würde es. Aidans Präsenz war nahezu greifbar. Hier in der Küche waren wir uns zum ersten Mal begegnet.

Lucas trank einen Schluck, verzog das Gesicht und stellte die Tasse ab. »Ella, das ist widerlich. Die Tasse ist zu sauber.«

Ich tätschelte ihm liebevoll den Arm, dankbar, dass Lucas das Thema gewechselt hatte. Unser Gespräch wandte sich Harmlosem zu, meinem Flug, dem Wetter, Lucas' Arbeit. Ja, er hatte viel zu tun, wie immer. Ja, das Haus war wie immer voller Studenten. Im Moment waren es vier, doch es gab eine Warteliste. Ja, sie arbeiteten alle zweifach: am Tag als Doktoranden, am Abend als Nachhilfelehrer. Das Wachsen und Werden von vier Genies.

Es gab, so erzählte Lucas, im Haus eine Studentin der Literatur. »Sie wird dir gefallen. Ein ausgesprochen fröhliches Mädchen. Mit einer sehr erstaunlichen Frisur. In der einen Woche leuchtend pink, in der nächsten blau. Ihr habt vieles gemein, die Freude an Büchern, Wörtern, Grammatik ...«

Das war nicht der richtige Zeitpunkt, ihm zu sagen, dass ich die Arbeit an Texten aufgegeben hatte. »Klingt großartig«, erwiderte ich.

»Und du, Ella? Weißt du schon, was du tun willst?«

Dass ich gerade einen langen Flug hinter mir hatte, spielte keine Rolle. Lucas kam gleich zur Sache. Auch das liebte ich an ihm. »Nein, noch nicht. Aber ich will morgen zu ein paar Zeitarbeitsagenturen gehen.«

»Tu es nicht.«

»Nicht?«

»Arbeite wieder für mich. Du weißt, ich zahle gut. Und zeitig.«

»Du brauchst mir nichts zu zahlen. Sobald meine Tasse leer ist, werde ich dieses Haus schrubben, und zwar von unten bis oben. Das ist ein Dienst an der Menschheit.«

Er lächelte. »So eine Arbeit hatte ich nicht im Sinn. Deshalb habe ich dich nicht zu mir gebeten.« Er stand auf und schloss die Tür. Als er sich wieder an den Tisch setzte, wirkte er sehr ernst. »Ella, ich brauche deine Hilfe.«